

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Steiner, Jörg
Wer tanzt schon zu Musik von Schostakowitsch

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4229
978-3-518-46229-4

suhrkamp taschenbuch 4229

Goody Eisinger ist einer, den die Leute mögen, weil er so erstaunliche, und wie er sagt, wahre Geschichten erfindet, in dessen Gegenwart sich jeder wohl fühlt und sogar die »Äpfel singen«. Ein Philosoph, so heißt es in der Stadt. Hier wurde er geboren, hier ist er aufgewachsen, hier Vorarbeiter in den städtischen Werkhöfen gewesen und Aufseher im Museum für Vorgeschichte geworden, hier geliebt und von hier weggegangen, ohne Abschied zu nehmen. Eines Tages ist er einfach verschwunden, und seinem Bruder bleibt nichts anderes, als von Goody zu erzählen. Und damit auch von sich.

Jörg Steiner, geboren 1930, ist Schriftsteller. Er lebt in Biel. Sein literarisches Werk wurde vielfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Max-Frisch-Preis der Stadt Zürich 2002.

Jörg Steiner
Wer tanzt schon zu Musik
von Schostakowitsch

Suhrkamp

Umschlagfoto: Isolde Ohlbaum

suhrkamp taschenbuch 4229

Erste Auflage 2010

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2000

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-46229-4

I 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Wer tanzt schon zu Musik
von Schostakowitsch

Alles, was er erzählt, erzählt er allen, und wenn er einem etwas anderes erzählt, erzählt er nachher allen, er habe einmal einem etwas anderes erzählt, das sei aber auch wahr.

Er bleibt bei der Wahrheit.

Daß die Wahrheit eine Geschichte ist, heute eine andere als morgen, ist nur natürlich. Das kann man nachprüfen, am Most zum Beispiel. Im Frühling blüht der Apfelbaum nach dem Kirschbaum, die Apfelblüten sind nicht weiß, sondern rosa, dann wachsen die Früchte heran, Goldparmäne oder Sauergrauech oder Bernerrose, und die Früchte werden, wenn sie reif sind, zur Presse gebracht und zu Apfelsaft gepreßt, das ist dann Süßmost, den kann man trinken oder gären lassen, bis er sich zu saurem Most verwandelt, der viel gesünder ist als Süßmost, und so ist es eben mit der Wahrheit auch. Würde sie sich nicht verwandeln, wie alles, was lebt, müßte man sagen, die Wahrheit sei tot.

Da ist nichts zu machen: Eisinger spricht alles aus, was ihm durch den Kopf geht.

Goody Eisinger sei ein Philosoph, heißt es in der Stadt. Hier wurde er geboren, hier ist er mit dem Bruder zusammen aufgewachsen, hier Vorarbeiter in den städtischen Werkhöfen gewesen, hier

Aufseher im Museum für Vorgeschichte geworden, hier geblieben und von hier weggegangen, ohne Abschied zu nehmen.

Es ist aber nicht wahr, daß er nie jemanden zu sich nach Hause eingeladen hat, daß keiner weiß, wie er wohnt oder wer ihm die Kleider sauber hält, die Hemden wäscht, die Strümpfe stopft. Das sagt man nur, um den Bruder zu beschwichtigen.

Wo immer Goody auftauche, störe er, sagt man dem Bruder auch.

Er sitze bloß da, lasse die anderen reden, alle anderen, ja, nur die anderen, und egal, ob er nun rede oder nicht, er störe auch durch seine Art, mitten in einem Satz, wenn keiner es erwarte, innezuhalten, die Lippen zusammenzupressen und in sich hineinzulachen.

Der Bruder weiß es besser.

Er weiß, daß die Leute Goody mögen. Er weiß, daß sie lügen, um Goody vor ihm in Schutz zu nehmen. Er weiß, daß sie Goody dazu drängen, die Stadt zu verlassen, mit der Amerikanerin vielleicht.

Aber vorläufig ist er noch da, vorläufig betritt er Tag für Tag das Museum durch den Haupteingang und poliert, bevor er die Tür der Aufseherkammer aufstößt, mit dem Taschentuch das rostfreie Schild, das er selbst mit vier langen, für die

Ewigkeit festsitzenden Schrauben befestigt hat:
Gottfried Eisinger, Aufseher.

Er stellt den Papierkorb vor die Tür, so, daß sie weit offen bleibt, setzt sich auf einen der beiden Hocker an den Tisch und wartet auf die ersten Besucher. Er schaut durchs Fenster, durch sein Spiegelbild hindurch auf die Wiese mit der von Grünspan überzogenen Bronzefigur und auf die Bordüren aus Zwergbuchs. Von seinem Platz aus sieht er den mit Wellblech überdachten Einbaum, den Mast einer Straßenlaterne, ein Stück der Allee, Bäume, Bänke, Spaziergänger, Hunde und das Geländer des Kanals.

Das Vorläufige verbirgt sich im Gewohnten.
Kinder in farbigen Anoraks spielen am Brunnen. Ein Taubenschwarm zieht Kreise über dem Dach der Schwanenkolonie. Im Kanal schwimmen schwarze Schwäne. Unter den Tannen blühen Blausternchen, Märzbecher und gelbe Winterlinge. Über ins Gras gelegte Bretter trotten zwei Gärtner mit Schubkarren zum Garten neben dem Haus.

Mißtrauisch, sagt der Bruder, streife ihr Blick das Fenster, hinter dem Eisinger sie beobachtet.

Gestern hat er sie in ein Gespräch verwickelt, als Fachmann, als ehemaliger Leiter der Werkhöfe, als einer, der nicht nur vom Museumswesen, sondern auch vom Gärtnerwesen etwas versteht.

Wer zum Beispiel glaubt, irgendwelche Erde heranschaffen zu können, gerade in diesen doch eher schattigen Museumsbereich, beschädigt von Abgasen, vergiftet von Schwermetallen, täuscht sich entschieden. Aus dem Pumpwerk anfallende Komposterde ist hier fehl am Platz. Reden kann man über Walderde, Graberde, Aussaaterde, dann vielleicht auch noch über Naturtorf, Hornspäne, Horngries, Rhododendrondünger, Rinderung, Blaukorn, Guano und Urgesteinsmehl.

»Aber damit fängt die Geschichte nämlich erst an«, sagt Goody, lacht ein wenig, preßt die Lippen zusammen, wendet sich ab und geht ins Haus zurück, durch den Haupteingang, immer durch den Haupteingang.

Damit fange die Geschichte nämlich erst an, sagt er auch zu der Besucherin aus Amerika – vorausgesetzt, man könne sich überhaupt auf das Anfangen einlassen.

Sich auf das Anfangen einlassen, das kann er, als Leser. Leser verstehen etwas vom Anfangen, sie müssen dazu nicht verführt werden. Sie stehen nie über der Sache, alles geschieht für sie zum ersten Mal. Harmlos sind sie nicht. Ihre Phantasie macht sie erfinderisch. Kinder lesen mit der Taschenlampe unter der Bettdecke, der Schlaf wird ihnen fehlen, ihre Leistungen in der Schule lassen nach, zu Hause verkriechen sie sich mit einem Buch in

ihrem Zimmer, schließen die Tür ab und geben keine Antwort, wenn man sie ruft. Verstocktheit wirft man ihnen vor, Verschrobenheit, manchmal Verlogenheit. Sie erleben alles mit; ob sie aber dem Selber-Erleben gewachsen sind, weiß man nicht.

Ihm, zum Beispiel, sagt er, sei einmal etwas passiert – und er packt die Hand der Besucherin und legt sie auf einen Höcker an seiner Stirn. Daß es da eine unter dem Haaransatz verborgene Narbe gibt, kann sie nicht sehen, aber begreifen, wenn sie die Stelle mit den Fingerspitzen abtastet.

Ihm ist einmal etwas passiert, an einem Sonntag im späten August. Er war zehn Jahre alt. Der Bruder zog ihn an der Hand durch den schon kalten Schatten der Thujahecke. In der Waschküche holten sie Krockethämmer und Kugeln. Die Eisenbögen steckten im Rasen, nur die Abschlaghölzer fehlten noch. Goody drückte sie in die vorgebohrten Löcher, während der Bruder das übte, was er auch gestern und vorgestern geübt hatte: das Sprengen. So nannte man es bei ihnen zu Hause. Sicher gab es ein besseres Wort dafür, ein englisches Wort vielleicht. Jedenfalls stand man beim Sprengen mit einem Fuß auf der zum Beispiel roten Kugel und versuchte, die danebenliegende grüne Kugel mit dem Hammer möglichst weit wegzuschlagen.

Das Sprengen sei eine Kunst der Erwachsenen, sagt Goody zu der Besucherin, und zu seinem Bruder habe er gesagt: »Komm, laß den Unsinn, das lernst du noch früh genug.«

An die Weide am Weiher gelehnt, schaute er dem Bruder zu, und dann explodierte der Himmel über ihm, leuchtend schwarz.

Als ihn die Kugel getroffen habe, sei er durch Schilf, modernde Blätter und Faulwasser getaumelt und, Gesicht voran, in ein Blumenbeet gefallen, habe man ihm erzählt. Die Wunde an der Stirn habe kaum geblutet, drei Spritzer auf den Kalksteinplättchen zwischen den Rosenstöcken, mehr habe man nicht gesehen. Nach einer halben Stunde sei er auf dem Sofa im Wohnzimmer aus der Ohnmacht erwacht – das habe er so oft gehört, bis er es für seine eigene Erinnerung hielt.

In Wirklichkeit erinnert er sich nur an das Erwachen. Er erwacht, und er hört im Nebenzimmer das Klatschen des Teppichklopfers, die Schreie des Bruders und zwischen den Schlägen das Keuchen des Vaters: »Wer bist du nur? Wer bist du eigentlich?«

Und die Stimme des Bruders, die fremde Stimme des Bruders.

Sie fragt ihn nicht, was der Bruder gesagt oder herausgeschrien habe. Behutsam zieht die Amerikanerin ihre Hand zurück. Dann reden sie über andere Dinge, Goody leidenschaftlich, sie nüchtern. Die Szene kann man sich vorstellen.

Also: Das Licht fällt durch die Südfenster unter der Kuppel. In den Lichtbahnen mischt sich der Blütenstaub mit dem Staub aus den Vitrinen in einer schwebenden, flimmernden Wolke.

»Das Museum sind die Erinnerungen der anderen«, könnte Goody sagen: »Vorgeschichte, zum Beispiel.«

Links im Parterre zeigt er ihr den Saal mit den Fundgegenständen aus der Altsteinzeit: Faustkeile, Knochen, Steinmesser, Feuersteinknollen.

»Wenn schon Vorgeschichte«, sagt er, »dann der Reihe nach, nicht in dem Durcheinander, in dem sie in Wirklichkeit stattgefunden hat, denn nicht die Sammler und Jäger haben die Reihe festgelegt, sondern wir, die später Gekommenen.«

Schicksale malt er aus, Fortschritte, Rückschläge, Kämpfe, Zerstörungen, Siege, Niederlagen, Fertigkeiten, Künste, Beerdigungen – während ihr, der Besucherin, nur auffällt, daß um zehn Uhr morgens die im Museum aufgehobene Altsteinzeit eben gerade im Licht, die Jungsteinzeit dagegen noch im vormittäglichen Schatten liegt. In

diesem Licht ist es offensichtlich, daß das Ausstellungsgut aus der Zeit der Nomaden dringend renoviert werden müßte.

Eisinger gibt das zu. In einer Neugestaltung, sagt er, könne man das Versiegen der Gletscherströme zum Meer hin sichtbar machen, Mammut und Höhlenlöwen aussterben, Wildpferde, Auerochsen und Wölfe jagen lassen und Werden und Sterben von Mensch, Tier und Pflanze in einem Ton-Bild-Geruchsergebnis darstellen und so weiter.

Unglücklicherweise erwähnt sie, neue Gerüche seien nicht nötig, im oberen Stockwerk, besonders in der gallo-römischen Abteilung, rieche es schon streng genug.

Eine Frau wie sie ist empfindlich auf Gerüche.

Eisinger entschuldigt sich bei ihr, Eisinger kommt in Fahrt, Eisinger fühlt sich verantwortlich nicht nur für die Vorgeschichte, sondern auch für die Gerüche aus der Vorgeschichte.

Aber, Hand aufs Herz, was heißt eigentlich streng riechen, herb duften oder stinken?

Kann sie, die Besucherin, einen Geruch beschreiben? Rosenduft, zum Beispiel? Süß kann er nicht sein, sauer oder bitter auch nicht, denn süß, sauer oder bitter hat mit Geschmack mehr zu tun als mit Geruch. Daß Zucker süß, Zitrone aber sauer ist, weiß man nur, wenn man sie kostet. Der Mund weiß es, die Zunge weiß es, der Gaumen weiß es, die Nase weiß es nicht.

Rosenduft kann durchdringend sein, stechend sogar, die Römer stellten in ihren Villen Rosenwasser auf, als Essenz, die keltischen Druiden taten dasselbe mit Maiglöckchenwasser oder Fliederextrakt.

Wer einen Duft beschreiben will, muß andere Gerüche, die er wieder nicht beschreiben kann, zur Beschreibung heranziehen: Cassis, Zimt, Vanille, Brombeeren, in der Sonne trocknende Wäsche, Russ, Hundedreck. Das Wetter hat einen Einfluß auf die Wahrnehmung von Gerüchen, die Jahreszeit auch, der Gesundheitszustand, das Geschlecht und das Alter des einen Geruch Wahrnehmenden; von Stimmungen und Vorlieben ganz zu schweigen. Gerade in einem ungelüfteten Saal verdichten sich die Gerüche in unvorhersehbaren Verbindungen, die von den einen als angenehm, von den anderen aber als störend empfunden werden. In der Regel geht es nur um die Verbindungen, denn die einzelnen Gegenstände – ein Schmuckstück, die Getreidemühle, die Steinsäge, die Pfeilspitze – haben, jedes für sich genommen, einen äußerst schwachen Eigengeruch. Manche sind, nach jahre-, wenn nicht jahrzehntelanger Lagerung im Tiefkühlkeller des Museums nachbehandelt, gereinigt, begast, in Laugen gelegt und abgeschliffen worden.

Anders ist es mit dem Prunkstück im Vorraum, dem einzigen in der Welt je gefundenen Skelett ei-

nes Moorrindes, das zweitausend Jahre alt ist, wie die am Sockel angebrachte Inschrift besagt. Es stinkt.

Der Geruch kann sich im oberen Stockwerk ausbreiten, in geheizten Räumen ist das leicht möglich. Das muß man hinnehmen, denn gerade das Moorrind ist der Stolz der Museumsleitung. Daß es stinkt, ist allen unheimlich. Davon darf nicht gesprochen werden. Ein echtes Skelett aus der Jungsteinzeit dürfte nach nichts mehr riechen. Nun riecht es aber doch, und irgendeinmal wird man herausfinden, daß ausgerechnet das Prunkstück der Sammlung eine Fälschung ist: ein Haufen Kalbsknochen, nicht älter als hundert Jahre, bei einer der Juragewässerkorrekturen im Moorboden zum Vorschein gekommen, von einem Präparator mit oder ohne Betrugsabsicht zusammengebaut, hier ungeprüft zur Katalognummer eingeworden, als Ansichtskarte erhältlich wie andere Ansichtskarten auch: Karten von Halsketten, Fibeln, dem Gebäude als Ganzes – diesem Haus eben, das ja bekanntlich auf morschen Holzpfählen steht, wie zum Hohn auf die im neuesten Modell dargestellte Pfahlbauersiedlung ohne Pfähle.

»Hören Sie«, sagt Frau Saunders, »so hören Sie doch« –

Aber Goody läßt sich nicht aufhalten.

Immer noch auf sie einredend, begleitet er die

flüchtende Besucherin bis zum Hauptportal. Ein zufällig Vorübergehender könnte sehen, wie überschwenglich er ihre Hand schüttelt und wie er sie dann, ganz plötzlich, losläßt, in sich hineinlacht und der davoneilenden Frau mit zusammengepreßten Lippen nachschaut.

Sicher hat er es gesagt. Sicher hat er gesagt: »Bitte, kommen Sie morgen wieder« – oder etwas Ähnliches.

Einer Schulklasse hat er zwei Wochen zuvor die Geschichte des Moorrindes ganz anders erzählt.

Von der keltischen, der tigurinischen Kuhgöttin Búccola hat er gesprochen, von der Schönheit ihres kuhäugigen Blicks, von den Kuhhörner tragenden Druiden – und wie Búccola unter anderen Namen wie Hera oder Hator oder Matar überall in der Welt verehrt worden sei, in Indien, Nepal, Griechenland, Ägypten. Sogar heute noch vernehme, wer in ein Kuhhorn blase, ihre Stimme, einen dunklen und sanften Lockruf, weitherum vernehmbar, der einen vom Nebel überraschten Wanderer rette oder erst recht in die Irre führe. Dann aber sei der Kult der Kuhgöttin verboten und durch den Kult der Pferdegöttin Epona ersetzt worden, so daß nun gewisse Kenner der Vorgeschichte behaupteten, es gäbe keine Beweise für die Existenz einer Kuhgöttin; von den ihr geweihten Opfern, Riten und Spielen ganz zu schweigen.

Tatsächlich gibt es eine authentische Überlieferung der keltischen Religion und Mythologie nicht. Goody nimmt für sich das Recht der römischen Eroberer in Anspruch, die zu Hause von keltischen Sitten und Gebräuchen erzählten. Wie